

Kollegin Goblitschke macht tolle Bilder für die Zeitung

Ein anderer Bereich des Detektivwesens ist die Observation. Das heißt: Jemanden beobachten, ohne dass er es bemerkt. Klappt ja auch nicht immer. Observiert wird in vielen Bereichen. Die Detektivarbeit im Kaufhaus ist zwar ebenfalls eine Art Observation, aber eben anders, dabei geht es um den Diebstahlschutz der Kaufhäuser, nicht um bestimmte Personen, die man vorher schon kennt. Die Observation draußen in der freien Wirtschaft läuft anders ab. Zuerst einmal sollte man sich sicher sein, ob man dem gewachsen ist. Observationen sind in der Regel schwierig. Es kann auch zu einer Konfrontation mit demjenigen kommen, den man beschattet. Es kann passieren – was eigentlich nicht passieren soll –, dass der, den man observiert, dies bemerkt, und dann darf man um Ausreden nicht verlegen sein. Jetzt könnte man sagen: Da muss man doch lügen. Ja, das ist richtig. Um an sein Ziel zu gelangen und dem Auftrag im Sinne des Kunden gerecht zu werden, bleibt einem nichts anderes übrig. Man muss ein guter Schauspieler sein. Das war bisher eigentlich nicht mein Gebiet. Aber dann bekam ich eines Tages einen Anruf von meiner Schwägerin:

„Sag‘ mal, du als Detektivin – kannst du da einer Bekannten von mir nicht helfen?“

„Was ist denn los?“

„Die haben ein Problem mit ihrem Angestellten. Der ist ständig krank geschrieben, aber immer dann, wenn in seinem Ort Karneval, Kirmes oder sonstige Belustigungen sind.“

„Hört sich nach Nebenjob an. Okay, ich rufe die Leute mal an.“

Ich vereinbarte einen Termin mit meinem Mandanten, der ziemlich aufgebracht über die Arbeitseinstellung seines Arbeitnehmers war. Ich beruhigte ihn:

„Nun regen Sie sich mal nicht so auf, ich werde mich darum kümmern. Wie heißt denn das Vögelchen?“

Ich bekam von ihm Name und Adresse, das Übliche halt, ein Foto. Und eine „heiße Spur“: Seine Frau hatte eine Gaststätte, die wohl ganz gut lief. Na, da würden wir ja dann sehen, ob er nicht vielleicht dort arbeitete.

Am nächsten Tag fuhr ich in den Ort. Die Kneipe lag direkt an der Hauptstraße, ich konnte sie also nicht verpassen. Mit einem Block und einer Kamera bewaffnet betrat ich die Gaststätte. Bis auf zwei, drei Gäste und einer Frau hinter der Theke sah ich niemanden. Ich setzte mich an einen Tisch mit Ausblick zur Straße, so dass ich diese auch im Visier hatte. Die Dame hinter dem Tresen kam zu mir:

„Bitte, was darf’s sein?“

Hui, wenn ich das gesagt hätte, was es sein darf, wäre ich in hohem Bogen rausgeflogen.

„Einen Kaffee, bitte.“

„Kommt sofort!“

Na bitte, klappt ja. Mein Kaffee kam, und meine Frage gleich hinterher:

„Sagen Sie mal, das ist aber ein schönes Lokal hier ...! Hier ist bestimmt recht viel los in der Saison?“

„Ach ja, ich kann mich nicht beschweren.“

Schon war ich mit ihr im Gespräch, ohne dass sie es so richtig mitbekam. Ich fuhr fort:

„Wissen Sie, ich bin Journalistin und suche hier im Westerwaldkreis für eine Reportage die schönste Kneipe. Ihre gefällt mir sehr.“

„Das ist aber nett von Ihnen“, meinte sie und fing an zu plaudern. „Die Gaststätte habe ich schon länger, wissen Sie, und

manches Mal wird es ein bisschen viel so allein.“

„Haben Sie denn keine Aushilfe oder so?“

„Doch, aber das geht auch nicht immer.“

Ich erzählte ihr, dass die schönste Gaststätte prämiert werden würde und dass ein super Preis drin sei. Sie war hellauf begeistert und zeigte mir auch noch die dazugehörigen Zimmer wie Konferenzraum und Billardzimmer. Wirklich nett aufgemacht, das Ganze.

„Wo ist denn der Chef des Hauses?“, fragte ich.

„Der Chef bin ich!“, kam es bestimmend von ihr rüber.

„Oh, Entschuldigung, ich dachte, Ihr Mann wäre der Chef ...“
Der kam nämlich gerade rein. Da ist er ja, dachte ich. Passt alles bis jetzt. Seine Frau rief ihm zu:

„Komm‘ mal her, die junge Dame ist von der Zeitung und möchte mit uns über unsere Gaststätte reden, die findet sie nämlich ganz toll!“

Mein Herz schlug bis zum Hals, obwohl bis jetzt alles ganz gut lief. Aber noch hatte ich den Fisch nicht im Netz.

„Hallo“, sagte er.

„Sie sind wohl dann der Ehemann?“

„Ja“, meinte er. „Ab und an helfe ich meiner Frau, wenn ich kann, das wird ihr sonst zu viel.“

„Kann ich verstehen“, sagte ich. Und: „Ja, ich würde gern ein paar Fotos machen, wenn Sie erlauben. So ohne Bilder, nur so ein Bericht in der Zeitung – das wäre doch schade. Heute Abend käme ich dann mit einem Kameramann vorbei und wir machen ein paar Filmaufnahmen, wenn Ihnen das recht ist?“

Beide waren derart begeistert, dass ich meinem Herz sagen konnte: Fahr‘ runter, es klappt. Na ja, Matula hätte es auch nicht besser gemacht. Nur, wo krieg‘ ich einen Kameramann her? Ach, findet sich schon einer aus der Verwandtschaft. Meinen Mann brauchte ich nicht zu fragen, der würde mir was husten.

„Okay, nun zuerst mal zu den Fotos“, sagte ich noch, als in diesem Moment einer der Gäste ein Bier vom Fass bestellte. Mein ach so kranker und an der Schulter verletzter Patient zapfte munter das Bier, sieh mal an.

„So bleiben!“, rief ich und machte Bilder. Dabei fragte einer der Gäste plötzlich:

„Wer sind Sie denn?“

„Ich bin Journalistin, warum?“

„Im Leben nicht!“, meinte er.

Das fehlte mir gerade noch: ein Mann mit Instinkt, das konnte ich jetzt gar nicht gebrauchen.

„Wieso fragen Sie denn?“

„Im Leben nicht!“, kam es wieder.

„Das sagten Sie schon. Trinken Sie mal Ihr Bierchen und lassen Sie mich meine Arbeit machen.“ Das war der einzige Satz bis jetzt, der nicht gelogen war. Mensch, war mir warm.

„Würden Sie vielleicht mit mir noch ein paar Fotos im Billardzimmer machen?“, fragte ich.

„Kein Problem“, meinte mein Patient.

Hast aber eins, dachte ich. Er legte die Kugeln auf und fing sogar an zu spielen. Er spielte, soweit ich das beurteilen konnte, ganz gut. Und das mit einer verrenkten Schulter, au, das müssen ja Schmerzen sein! Aber er wirkte dabei so gesund und munter, er konnte sogar lachen, beugte sich über den Billardtisch wie ein junger Gott. Freundchen, du und krank, dass ich nicht lache. Du bescheißt gerade deinen Arbeitgeber, na, dem werden die Bilder gar nicht gefallen. Schließlich verabschiedete ich mich:

„Bis heute Abend dann!“

Das ging glatt. Tolle Bilder. Aber die genügten nicht. Könnten ja irgendwann aufgenommen sein. Ich brauchte Zeugen. Und einen Kameramann. Wo würde ich den denn jetzt hernehmen? Na, bis nach Hause wird mir schon etwas einfallen ...

Zu Hause angekommen, erfuhr ich, dass wir Besuch hatten. Die Tochter meiner Schwägerin Rosi, die diesen Job eingefädelt hatte, war mit ihrem Verlobten eigens aus Hannover gekommen, um das Wochenende bei ihren Eltern zu verbringen.

„Wo warst du denn?“, wollte mein Mann wissen. Schon wieder Fragen.

„Ich hab‘ einen Auftrag und brauche für heute Abend einen Kameramann.“

„Einen was?“

„Ja, einen Kameramann. Ich weiß, dich brauche ich erst gar nicht zu fragen.“

„Ne, du weißt, dass ich so was nicht kann.“

Aber Rosis Tochter meinte: „Frage doch einmal meinen Verlobten!“

Das war keine schlechte Idee. Den kannte hier nämlich kein Mensch.

„Dirk, hast du heute Abend Zeit?“

„Wofür?“

„Erzähl‘ ich dir auf der Fahrt.“

Ich nahm dann Dirk und die Kamera (in die aber gar keine Kassette eingelegt war) und wir fuhren los. Als ich unterwegs erzählte, was ich vorhatte, war Dirk total begeistert:

„Du bist ja eine! Eine Journalistin, ich werd‘ verrückt, wie bist du denn darauf gekommen?“

„Ach, ist mir beim Reingehen in die Kneipe so eingefallen. Also, denk‘ dran, ich rede und du filmst!“

Die beiden in der Gasstätte hatten sich hübsch zurecht gemacht, na ja, wenn eine Kamera dabei ist, warum nicht. Die Besitzerin erzählte noch ein bisschen von ihrer Gaststätte und was sie sonst noch so beschäftigte, und mein Patient spielte vergnügt Billard. Es lief bombig.

„Mein Gott, Dirk, bin ich froh, dass du da warst. Danke!“

„Ist doch klar, hat richtig Spaß gemacht. Wenn noch mal so was ist, sag‘ nur Bescheid, ich komm‘ mit. Aber warum war denn gar keine Kassette eingelegt?“

„Du selbst bist die Kassette. Das genügt.“

Am nächsten Nachmittag parkte ich in der Nähe der Kneipe, die eine schöne Außenterrasse hatte. Ich hatte wieder Fernglas und Fotoapparat dabei. Die verletzte Schulter trug ein Tablett nach dem andern nach draußen und bediente fleißig. Dieses Spielchen verfolgte ich fünf Tage lang. Auch abends wurde er

nicht müde mit dem Bedienen – und ich nicht mit Beobachten.

So hatte ich bald alles, was ich brauchte, um meinen Mandanten zufrieden zu stellen. Ich gab die Bilder zur Entwicklung und verfasste meinen Bericht. Ich brauchte anhand der Tatsachen und Beweise nicht einmal mit zu Gericht. Später erfuhr ich dann, dass der Betrüger all die entstandenen Kosten auferlegt bekam. Auch die meinen.

Das Ziel einer Observation ist es, dasjenige zu belegen und zu beweisen, was der Mandant vermutet. Diese Geschichte ist ein Beispiel dafür, wie man an jemanden herankommen kann, ohne dass er Verdacht schöpft. Man muss natürlich aufpassen, dass man sich nicht selbst dabei strafbar macht, zum Beispiel, indem man sich irgendwelcher offizieller Titel bedient. Das wäre der Straftatbestand der so genannten Amtsanmaßung, das kann ins Auge gehen. Muss ja auch nicht sein, es geht auch anders. Schauspielerei gehört schon dazu, viel mehr aber nicht, und man sollte sich auch nicht überschätzen.

Diese reine Wahrheitsfindung im Zivilbereich können interessanterweise nur Detektive durchführen, weil der Gesetzgeber gewisse Schranken auferlegt hat, die auch beispielsweise ein Anwalt nicht durchbrechen kann. Selbst den Krankenkassen sind die Hände gebunden. Es fehlt entweder am betreffenden Personal, oder man hat für so was keine Zeit nach dem Motto: Sollen doch die Arbeitgeber sehen, wie sie klarkommen. Also behilft man sich auf diesem Wege. Der Arbeitgeber muss da zwar erst einmal in Vorleistung gehen, aber bei guter Arbeit bekommt er seine Auslagen vom Angeklagten zurück.